II. Jahr Heft 16

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Philister (Fortsetzung) / Hugo Neugebauer: Salamanderlied / Bernhard Jülg: Das Unentrinnbare / Herm. Wagner: Vater / Robert Hohlbaum: Nacht / Ludwig von Ficker: Vorlesung Karl Kraus / Max von Esterle: In eigener Sache / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau XV / Karikaturenfolge 40: Max von Esterle: Karl Kraus

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. Jänner 1912 Heft 16

Philister / von Carl Dallago

(Fortsetzung)

Die Art, die den Philister in der Literatur zu Ehren bringt, scheint heute systematisch im Betrieb zu sein. Die Könnerfreunde, die Journalisten und Zeitschriftenzuhälter, zielen darauf hin. Es nimmt sich aus wie ein letztes Aufgebot. Daß die Könner nicht die Künstler und Dichter sind, fängt man an einzusehen. Nun wagt man eine letzte Wendung und will dartun, daß der Künstler und Dichter, rein nur als solcher, im Bestande für sich, ein Unfertiges sei, ein grotesker Entwicklungsstand, der sich, mit der Reife verliere. Und die Reife wäre: die Einreihung in die Gesellschaft. Presse und Zeitschriften vervielfältigen diesen Gedanken, der die Nur-Könner ihrer wahren Art, des Philistertums, überführt und die Kunst in die Hände der Könner überführen möchte.

Das literarische Echo hat den Gedanken durch Herrn Strobl zu tönen gebracht. Nun kommt noch „Die neue Rundschau". Sie enthält einen Essay über Chamisso von Thomas Mann, der so abschließt: „Es ist die gute alte Geschichte. Werther erschoß sich, Goethe blieb am Leben. Schlemihl stiefelt ohne Schatten, ein nur seinem Selbst lebender Naturforscher, grotesk und stolz über Berg und Tal. Aber Chamisso, nachdem er aus seinem Leiden ein Buch gemacht, beeilt sich, dem problematischen Puppenzustande zu entwachsen, wird seßhaft, Familienvater, Akademiker, wird als Meister verehrt. Nur ewige Bohemiens finden das langweilig. Man

kann nicht immer interessant bleiben. Man geht an seiner Interessantheit zugrunde oder man wird ein Meister."

Man erhört hier: Es ist die berüchtigte Tonart. Und auch ein Thomas Mann scheut sie nicht, sie vorzutragen. Sie gesellt auch ihn zu den „Herren" in der Kunst. Als Bruder von Heinrich Mann möchte man ihm Besseres zutrauen. Aber das Faule steckt eben an. Und ein zu langes Verweilen in Könnergemeinden, wie sie das heutige München vorwiegend aufweist, verdirbt jeden Künstler. So ist auch, was Thomas Mann sagt, ein Verdorbenes. Der Essay mag gut sein, und „Peter Schlemihl" ein Meisterwerk Chamissos. Es entstand auch (wie wir hörten) aus dem Leiden — aus dem Ausgesetztsein dieses gewiß liebenswürdigen Dichters: es wäre zur Zeit, da er — nach Thomas Mann — noch im Puppenzustand war. Also machte ihn doch dieser Zustand und nicht das Aufgeben des Zustands zum Meister. Oder will Herr Mann sagen, daß erst die Zeit, da man verehrt wird, einen zum Meister macht? Das wohl doch nicht! Sein Entweder-Oder am Schlusse stimmt ebenso nicht. Und das Interessantbleiben beschäftigt gewiß auch keinen Künstler. Den beschäftigt ein anderes — auch ein anderes Entweder-Oder. Ein einziges. Es ist: Der Gesellschaft opfern und Philister werden, oder sein Leben leben und vielleicht ein Meister werden und zugrundegehen. Denn dies Zugrundegehen wäre wohl ein Gegenteiliges: ein Aushalten, ein Sichtreubleiben bis ans Ende — ein sieghaftes Unterliegen. Und jedenfalls gingen so mehr Meister zugrunde als Philister.

Herr Thomas Mann mag das nicht mehr verstehen. Sein sehr bedenklicher Satz: „Der Schatten ist in Peter Schlemihl zum Symbol aller bürgerlichen Solidität und menschlicher Zugehörigkeit geworden", läßt mir keinen Zweifel mehr an seiner soliden Landung im Philistertum. Sonst müßte er noch verspüren: Es ist eben seine menschliche Zuge-

hörigkeit, was den Künstler von der bürgerlichen Solidität trennt. Und wenn diese „mit dem Gelde zusammen" das sei, „was man zu verehren habe, wenn man unter den Menschen leben wolle", so bedeutet dies „unter den Menschen" noch lange nicht: unter Menschen. Und wenn „den Bürgern... den Philistern ...der ironische Zuruf" gilt: „Songez au solide!", so heißt das, wenn es ein Künstler sagt, gewiß nicht „aus einer Not eine Ueberlegenheit machen." Am Künstler ist es immer ein Ueberlegenes, das ihm noch zur Not wird. Das weiß aber der nicht mehr, in dem die bürgerliche Solidität, das Philistertum, bereits diktierend umgeht.

So legt unser einer auch das beiseite, denkend: wieder ein Mann weniger in der Kunst! Und man gelobt sich hier zu: daß, falls einem die auszeichnende Kraft des Aushaltens nicht beschieden sein und man selber noch in der Gesellschaft landen sollte, man doch niemals diese Landung als Reifestand für den Künstler ausgeben — und so zum Verräter werden würde an der Kunst.

* * *

Die Aeußerlichkeiten der Bohème machen gewiß so wenig den Künstler und Dichter aus wie flatternde Locken und Krawatten. Derlei ist zuoft Vortäuschung und mag daher eher Könnern eignen als Künstlern. Aber das Schattenlose ist ein anderes. Es ist der Einfall eines Dichters, der das Geniale des Einfalls vielleicht vorzeitig verlassen hat. Ich nehme den Einfall nun auf und versuche ihn weiter treiben zu lassen.

Das Schattenlose versinnbildlicht mir das Schöpferische. Es liegt im Wesen des Künstlers — des Dichters, das auch in anderem nur sich selber zugewandt ist. Solchem Wesen fehlt das Feste: das Hergebrachte und Anerkannte; es hat keinen Anteil, keine Stütze am Bestehenden. Es mangelt ihm gleichsam der Schatten des Festgelegten. Die Breit-

schattigen — die Dicken sind die Sichfesthaltenden am Festgelegten. Wenn in ihnen auch nichts da ist, so ist doch um sie dies vermeintlich Feste da, daran sie sich halten, daran sie förmlich kleben und davon sie ihr Ansehen herleiten. Dieses wiedrum hängt von der Fläche ab, die sie am Festen, am Bestehenden einnehmen. Je mehr einer Philister ist, umso mehr Fläche besetzt er, umso größer ist sein Schatten, denn umso mehr tritt das Festgelegte als Ganzes für ihn ein: dieses Ganze, das wie eine starre Schlackenanhäufung früherer Leben ist und jedem neuen Lichtstrahl der Schöpfung im Wege steht.

Der Künstler und Dichter aber steht der Schöpfung nicht im Wege. Er läßt sie durch sich durch. Er ist wie Kristall, das immer klarer und durchsichtiger wird, je mehr er sich der schöpferischen Erfüllung nähert. Wo er sie erreicht, ist er ganz Schöpfung. Da hat er alle Begrenzung von sich getan. So wirft er keinen Schatten mehr.

Nach dieser Richtung müssen wir unsre Anker auswerfen, wenn wir wahrhaft Schöpfer — wenn wir Dichter sind. Die Verankerung in der Gesellschaft, das breite Schattenwerfen, ist niemals Sache eines schöpferischen Meisters in der Kunst. Wo es noch von ferne gedacht wird von Künstlern oder Dichtern, ist es Selbstbetrug. Wo es aber ausgesprochen und behauptet wird, zieht es die Kunst in das Bereich des Philistertums hinein, weil sie, die es behaupten, selber bereits Philister sind und doch als Künstler gelten möchten.

* * *

Wie heimisch sich der Philister in der Literatur bereits gebärdet, sagt uns das Autobiographische „Im Spiegel" von Karl Busse. Vor ungefähr Jahresfrist ward es uns vom „Literarischen Echo" vorgesetzt. Ich habe es noch in Erinnerung als ein völliges Versagen alles Sinnes für das Künstlerische. Das charakteristische Merkmal des Künstlers, das Sichausgeben oft bis zur Erschöpfung, macht

dem Karl Busse den Künstler unsympathisch. Herr Busse will zuerst leben. Als wenn es nicht Ansammlung der Fülle des Lebens in einem wäre, was zur Kunst drängte. Seine Lebensauffassung hat er von Nietzsche, und nie ist dieser so fettbürgerlich erfaßt worden! Von ärmlichen Verhältnissen es einigermaßen bis zum Luxus bringen: das hält dieser Nietzschejünger für das Lebenswerteste — auch für den Künstler. So mag er die Künstler nicht leiden, die ihre ganze Kraft ins Schaffen stecken und sich dabei so erschöpfen, daß sie zu nichts anderem mehr zu brauchen sind. So verurteilt er diese Haltung an Konrad Ferdinand Meyer. Er selber aber stellt sich als Dichter in die Reihe der Tüchtigen, die es, wie seine Jugendgenossen, die Herren Warenhausbesitzer Tietz, zu etwas gebracht haben. So vermeint er gelebt zu haben und ist dabei wenigstens so ehrlich zu bekennen, daß seine ganze Produktion bis auf wenige Gedichte so ziemlich wertlos sei. Und von diesen wenigen guten Gedichten zweifeln wir, ob sie auch selbständig genug sind.

Nun ist das Verfängliche an der Sache aber das: so einer schreibt Literaturgeschichte und bringt sich selber so in sie hinein. Und was ihm sonst an Verständnis abgeht, ersetzt er durch zierliche Redenoten und schmückt es mit buntem Tand. Das gelangt dann an das Publikum. Da ist es kein Wunder, daß die Dichter rosig verwässert aussehen und zusammengeworfen werden mit den Philistern. Und so einer ist nie allein, sondern hat seine Verbindungen mit den Machern der Literatur und Kunst, die immer auch Philister sind. Und begönnert von Markt und Presse weiß er seine Ware los zu werden.

Im Ueberschauen dieser Zustände und ihrer Folgen wird in mir Bedenken wach auch gegen die Art, wie uns die Großen überliefert sind. Es hat gewiß überall Verwässerung — Auslassung — Umgehung stattgefunden: an Schil-

ler — an Goethe — an Shakespeare, um nur Einflußreichste zu nennen. Der große Russe Dostojewski liest sich in der späteren deutschen Uebertragung sehr verwässert und geschädigt in seinen großen Gedanken des Herzens. Alles dies gehört auf das Konto des Philisters in der Literatur. Der genießt den Künstler und Dichter im Geiste der Menge und wertet ihn vom Standpunkte des Bestehenden. Man möchte fragen, warum er überhaupt die Großen gelten läßt? Das hat er halt so übernommen. Seine Wertung ist wie ein Sieb, das das Beste durchläßt. In Wirklichkeit aber ist das Werk eines Künstlers, eines Dichters wie ein Sieb, das nur an sich heranläßt, was ihm seelisch verwandt ist. Es ist daher ein Unding, die Werke der Großen der Menge zugänglich machen zu wollen. Der schöpferisch Schaffende kennt den Begriff Menge nicht, er kennt nur den Menschen. Doch insofern jeder aus der Menge der Menschwerdung fähig ist, ist er auch zugänglich den Werken größter Künstler und Dichter.

Von Pluralbegriffen wie Presse und Gesellschaft, die es als solche zur eigentlichen Menschwerdung nie bringen, werden die Großen gerne im Verlauf der Zeit des Menschlichsten entäußert. Es ist hier immer wieder eine Revision nötig, eine Aufdeckung, eine Herstellung dieses Menschlichsten. In unserer Zeit besorgt das zuweilen Karl Kraus.

Dieser gründliche Antiphilister erhellt mit der „Fackel" seines schönen Hasses die Verphilisterung unserer Zeit, das Bild der Kultur der Gegenwart — ihrer Unkultur. Kraus nennt sich selbst einmal „den Künstler aller zeitlichen Schäbigkeit". Sein flammender Haß weiß überall hineinzuleuchten und zu brandmarken, sein Haß, der innerer Güte entspringt und deshalb so fruchtbar ist. Denn derartige Hasser sind immer gütigste und innerlich starke Menschen; sie hassen eben das Gütelose und Unfähige jeder Art, wo immer es auftritt. So bildet Kraus zumeist nur das, was er ver-

abscheut, was ihm wehe tut; sich selbst verbirgt er gleichsam im Gewölke seines Hassens. So ist es vielleicht zu deuten, wenn er sagt: „Was ich schreibe, ist geschriebene Schauspielkunst". Das Bloßstellen und Geißeln philiströser Untaten wird ihm aufgedrungene Rolle. Selten begegnet man den Lichtblicken seiner Liebe. Die graben zuweilen das Menschlichste mancher Großen aus, das unsre Zeit mit einer Kruste Philistertum überwachsen ließ. So berichtete er uns wieder, wie Shakespeare über die Jungfernschaft gedacht, wie Schiller — „als er noch Kraft hatte — die weiblichen Brüste für die Halbkugeln einer besseren Welt" angesehen hat.

In diesem Schiller'schen geschlechtlich kraftvollen Fixieren der weiblichen Brüste höre ich von der Bestimmung des Weibes nur das Schönste ausgesagt. Auf dieser besseren weiblichen Welt ruhen und ausruhen, wenn ihr Inneres wach ist, gehört immer noch zum erquickendsten Verweilen des männlichen Menschen, — diese Welt zu genießen zu seinen schönsten Festen. Ein Fest, eine Feier doch kann nie ein Immerwährendes — ein Alltägliches sein. Dauer und Häufigkeit profanieren das Festliche eines jeden Tuns. Daher der Genuß der Welt des Weibes von der Natur des Mannes von selber eingeschränkt wird. Umsomehr eingeschränkt, als diese Natur sich verinnerlicht — als ihr Verkehr mit dem Weibe von Neigung und Wahlverwandtschaft abhängig wird. Aber nicht aus Gründen der Sittlichkeit.

Der herkömmliche Begriff Sittlichkeit, als ein von menschlicher Einsicht Gelegtes, ist im schöpferischen Menschen aufgehoben. Sein Naturwerden löst es so in ihm aus. Und sein Umgang mit dem Weibe ist ihm sein *menschlichster* Umgang mit der Natur — ist gleichsam sein menschlichstes Naturwerden. Im Philister ist dieses Naturwerden aber das Unsittliche, als ein Abtrünnigwerden dem diktierenden Festgelegten. Nur im Rahmen dieses Festgelegten darf er na-

türlichen Dingen obliegen. Es bedingt und kennzeichnet die innere Unfreiheit im Philister wie die natürliche Freiheit im schöpferischen Menschen. Diese Freiheit ist *seine* Sittlichkeit. Es erhellt die gründliche Gegensätzlichkeit dieser zur Sittlichkeit des Philisters. Und gerade in seinem Menschlichsten erlebt der schöpferische Mensch seine größte Freiheit. Dies Menschliche schmälern wollen am Werke, hieße demnach: die Aussaat einer Freiheit — einer höheren Sittlichkeit schmälern! Und jeder Große, der sich treu bleibt, muß sich dagegen verwahren.

So hat auch Walt Whitman, einer der größten und gütigsten Künstler-Menschen, die die Welt je gekannt hat, noch als Siebziger in Krankheit und Armut seinen „Sang der Geschlechtsliebe, ja der Animalität" bekräftigt und sich dagegen verwahrt, daß man davon in künftigen Auflagen auslasse. Es ist ein zu Mächtiges und Verborgenes in diesem Gebiet gelegen, als daß man davon wegnehmen könnte, ohne in der Folge vielleicht ein besonderes Blühen und Treiben der Seele zu schädigen. Sehen wir doch sogar Jesus, den geschlechtfreiesten Menschen aller Zeiten, in gütigem Umgang mit öffentlichen Sünderinnen. Jesus urteilte eben nicht nach dem Schein. Seine göttliche Seele, soweit wir ihrer habhaft werden, war weltenfern allem Philistertum. Erst wo seine Lehre verkirchlicht ward, büßte auch sie ihr Menschlichstes ein. Denn Kirche und Priester handhaben zumeist die Religion, wie Presse und Gesellschaft die Kunst und Dichtung: sie verphilistern sie.

(Schluß folgt)

Salamanderlied /
von Hugo Neugebauer

Ach, wie leid ich in der Flamme,
die das heil'ge Dunkel schreckt,
wenn sie sich an Lebens Stamme
nach des Wipfels Fülle reckt!

Was ich, Wachsens froh, erhasche,
jeder Ast und jeder Zweig
bröckelt unter mir zu Asche,
wenn ich stürmisch ihn besteig.

Immer höher muß ich greifen,
vor dem tiefen Falle bang,
immer weiter muß ich schweifen,
folgend meiner Lohe Drang.

Die ich ungestüm umfasse,
vor mir selber auf der Flucht,
wüßtest du, wie ich sie hasse
meines Lebens heiße Sucht,

glaubtest mir, daß ich dich liebe,
die umlodernd ich zerstör,
Halt und Aufschwung meinem Triebe,
der sich ohne dich verlör

in der Finsternis, der Kälte
deines grenzenlosen Raums,
meiner Seele Glut vermählte
Nymphe du des Weltenbaums!

Das Unentrinnbare /
von Bernhard Jülg

In der warmen Sommernacht, auf den letzten Stufen der Stiege kauernd, erzählte Anna Falera ihren Freunden das grauenvolle Märchen von der Höhle von Steenfoll, das die Seeleute aus Schottland in das südliche Fischerdorf getragen hatten.

„...er war ein kühner, verwegener Mann, aber als er den schattenhaften Zug immer näher auf sich eindringen sah, als wollten sie ihn erdrücken, da entsank ihm der Mut und er glaubte vor Angst vergehen zu müssen. Aber man denke sich erst seinen Schrecken, als er zufällig die Augen wandte und dicht an seinem Kopf das gelbe Männchen steif und aufrecht sitzen sah, wie er es zum ersten Male erblickt hatte..."

Der Mond stieg langsam hinter dem schwarzen Nachbardach herauf und das gegenüberliegende Haus schimmerte heller und weißer als bei Tag. Man sah die Blumenstöcke in den Fenstern. Da und dort fraßen sich scharfe Schatten in die Wand.

Die jungen Männer rückten aber dahin, wo es noch dunkel war, weil sie ihren Schatz bei sich hatten und sie den hellen Mond für ihre Küsse und Heimlichkeiten nicht brauchen konnten. Die haarsträubenden Worte der Anna Falera mischten sich in ihr Liebesgeflüster.

„...der größte von ihnen sagte mit grausiger Kälte: „ich bin der Kapitän des Schiffes Carmilhan, das auf dem Heimwege der Batavia mit Mann und Maus an dieser Felsküste zu Grunde ging..."

Die Mädchen horchten mit halbem Ohr hinüber und preßten sich fester an die Männer. Die warmen Hände hielten sich fest. Als die Geschichte zu Ende war und die Stimmen der Frauen aufflatterten, rief eine unter ihnen laut: „Marta,

jetzt geh endlich hinauf" und dann plätscherte das Gespräch ruhig weiter.

Das kleine Mädchen saß in der Tür des Nachbarhauses und, als es den Ruf hörte, sah es ängstlich die dunkle Stiege hinauf, über die es hätte gehen müssen. Da begann eine andre Erzählung und Marta blieb sitzen, zusammengekauert.

Das Mondlicht wuchs immer länger in die finstern Ecken hinein und die Liebenden rückten immer enger aneinander. Hie und da lösten sich zwei Schatten los und verschwanden hinter der Ecke. Es mußte jetzt schön sein, längs des silbernen Meeres, das ruhig und tief atmete in der sinkenden Flut.

Die neue Erzählung floß weiter, wie ein dünner, murmelnder Bach.

„... wie sie eines Nachts wach dalag, hörte sie so seltsam abgehackte Tritte über ihre Stiege heraufkommen, daß ihr ganz kalt vor Angst wurde. Vor ihrer Tür machten sie halt, und dann klopfte es leise, dreimal. Sie fürchtete sich gräßlich, aber irgendwas zwang sie, hinzugehen und zu öffnen. Da stand draußen ein Mann, ganz steif in einem dunklen Anzug und das Gesicht nach hinten verdreht. Er wandte es langsam auf eine grausige Weise und das Mädchen erkannte ihren Bräutigam. Dann wehte es ihr kalt ins Gesicht und die Gestalt verschwand lautlos. Am nächsten Tag erfuhr sie, daß ihr Geliebter in der Nacht das Genick gebrochen hatte." — —

Die Turmuhr begann zu schlagen. Die Klänge schwammen in den hellblauen friedlichen Himmel hinaus, den das Mondlicht überflutete. „Es ist spät — es ist spät" — stiegen einige Stimmen auf und mehrere Frauen erhoben sich und Rosa Grua ging in das Nachbarhaus und fand die kleine Marta ängstlich in der Türe stehen.

„Bist du noch da, du Frosch?" — Das Mädchen lief

jetzt hinauf und sperrte sich in den winzigen Dachraum, wo sie ihr Bett hatte.

Sie war gegen vierzehn Jahre alt und ihre armselige verwaiste Kindheit hatte sie frühreif und nachdenklich gemacht. Sie sah nicht häßlich aus, mit ihrem dicken schwarzen Haar und den dunklen Augen im etwas gedrungenen Gesicht. Aber die Männer schaute sie noch nicht an, weil sie sich immer scheu in irgend eine Ecke drückte. Wenn die Not des Tages vorüber war, wartete in der Nacht eine andre Qual auf sie: die Angst. Oft träumte sie von einem Mann, der immer hinter ihr aus der Wand trat und sofort verschwand, wenn sie sich voll Furcht umschaute. Manchmal sah sie nur seine gelbe Hand um die Türecke geklammert — also lauerte er wohl dort hinten.

Sein Gesicht konnte sie nicht beschreiben, aber wenn er ihr tagsüber begegnet wäre, sicher hätte sie ihn erkannt — glaubte sie.

Wie sie jetzt auf ihrem Strohsack lag und ihr die Märchen der Anna Falera wieder einfielen, wunderte sie sich, warum ihr wohl alle diese Gespenster so bekannt vorkämen. Was war früher dagewesen, die Geschichten oder ihre bösen Träume? Darüber grübelte sie nach und kroch unter den Kotzen und schlief freudlos ein.

Später schreckte sie wieder auf und sah sich in der mondhellen Kammer und begann sich zu fürchten. Wenn es nur nicht an der Türe klopfte...

Da kam vom Meer herüber der Gesang der Fischer, die friedlich vom nächtlichen Fischfang heimfuhren. Sie brachten oft von den fremden Küsten fremde schöne Liebeslieder mit. Sie sangen sie im Chor, langsam und schwermütig.

Die kleine Marta hatte keine Angst mehr, es kam etwas Warmes und Gutes über sie und sie ließ sich von den Stimmen der singenden Männer einschläfern.

* * *

Marta war 18 Jahre alt, als ihr Liebesfrühling kam. Es umgab sie der warme Hauch eines werbenden Mannes. Und willenlos und ohne Gedanken gab sie sich diesem neuen Gefühl preis — wie es arme und wenig glückliche Menschen oft tun, weil es ihnen schwer wird, vor einem der seltenen Geschenke des Schicksals zu erwägen, ob es ein böses oder ein gutes sei.

Der Mann brachte den starken Duft des Meeres in seinem Bart und in seinen Kleidern mit. Manchmal, wenn sie ihm voll ins Gesicht sah, kam er ihr plötzlich fremd vor und doch bekannt, — seltsam bekannt, wie eine Erinnerung aus einem andern Leben oder wie eine unbestimmte Ahnung, die Wirklichkeit geworden war. Und jedesmal, in diesen Augenblicken fühlte sie eine Art von kaltem Grauen.

„Woher kommst du und wer bist du, fremder Mann, den ich lieben soll?"

„Du weißt ja, daß ich's selbst nicht sagen kann."

Sie hatten ihn als kleinen Knaben auf einem brennenden und untergehenden Schiff als einzig lebendes Wesen gefunden und ins Fischerdorf gebracht. Damals sprach er eine fremde Sprache, die vielleicht irisch war. Er nannte sich Fred. Seine Augen waren hell und das Haar blond. Wie er groß ward und ein brauchbarer Fischer, konnte er sich nur mehr wenig an seine Sprache erinnern und brauchte nur hie und da unbekannte Worte, um zu fluchen, oder um die Burschen zu ergötzen oder die Mädchen zu schrecken.

„Vielleicht bist du ein Königssohn — Fred", sagte Marta und freute sich am seltenen Klang seines Namens. Wenn der Augenblick des Unbehagens überwunden war, konnte sie stolz auf die fremde Art des Geliebten sein.

„Dann wirst du eine Königin, mein Schatz" —

Sie standen halb im Dunkeln, unter der Stiege. Marta war schön und glühend geworden, im Feuer dieser Liebestage. Und wenn der Mann heißer in sie eindrang, da

geschah es wohl, daß sie wie abwehrend die Hände auf seine starken Lenden legte, aber reglos und mit halbgeschlossenen Augen an der Mauer lehnte und seine Küsse erwartete.

Jeden Abend wurden seine Worte fiebernder und die Trennung schwerer. Marta glaubte, daß die Nelken noch nie so betäubend geduftet hätten als wie in dieser Zeit — daß die Abende noch nie so lau und so kurz gewesen wären und gewisse weiß überzogene fruchtbare Frühlingstage nie so warm.

Aber die einsamen Nächte waren lang und schwül. Manchmal erschien ihr im Traum der gelbe Mann und sie erwachte mit einem Todesschrei. Wenn sie dann mit klopfendem Herzen dalag, suchte sie Zuflucht im Gedanken an Fred. Aber sie wurde nicht ruhiger — denn ihr Leben am Tage kam ihr fremd und fern vor und es beschlich sie das Gefühl, auf immer in eine Einsamkeit verbannt zu sein, wo böse Schatten auf sie zukrochen.

Aber am Morgen feierte der Frühling und ihre Liebe immer neue Triumphe und sie glaubte, glücklich zu sein.

* * *

Einmal war Feierabend und Fred ruderte seinen Schatz ins Meer hinaus.

Die Luft war so schwer und feucht, daß man glaubte, sie zu trinken, nicht zu atmen. Das Wasser dehnte sich ganz glatt und schwach schillernd wie eine Schlangenhaut. Und der Himmel war mit einem dünnen, grauweißen Schleier überspannt, der mit der Dämmerung dunkler und dunkler wurde. Weit drüben tauchte das Antlitz des Mondes auf, riesengroß und gelbrot, ein fahles Gespenst der versunkenen Sonne.

Fred ließ die Ruder fahren und saß ganz ruhig neben Marta, aber er glühte ganz — so wie ein stilles Kohlenfeuer.

Sie merkte es wohl. Aber die Schwüle des Abends

drückte sie so, daß sie sich wie gefesselt fühlte. Sie lag im Boot und glaubte, ein Wort oder eine Bewegung sei eine unüberwindliche Mühe. Sie sah die Augen des Mannes begehrlich an sich emporkriechen und empfand ihre Ohnmacht doppelt.

Ein junger Fischer ruderte an ihnen vorüber, gegen die Küste zu.

„Oho", rief er, „wir werden ein böses Meer bekommen." In dieser Stille war seine Stimme wohllautend wie ein Dreiklang.

Marta schlug die Augen auf und sah in ein gutes braunes Gesicht, fast eines Knaben, mit frischen, vollen Lippen. Es war nur ein Augenblick, da sich die beiden Boote streiften, und Marta wußte nicht, warum sie so rot geworden war, unter dem Blick des jungen Mannes. Aber ihre Augen blieben am schlanken Bogen seines Leibes hängen, der sich stärker und schwächer in der Bewegung des Ruderns spannte und immer kleiner und kleiner wurde und hinter der kleinen Felsküste verschwand, die auf eine Strecke den flachen Strand unterbrach.

„Marta", sagte Fred und suchte sie an sich zu ziehen.

Sie wehrte sich und sagte nur: „Fred, rudern wir zurück."

Aber er ließ das Boot ruhig weitertreiben und starrte sie mit seltsam erregtem Gesicht an.

Die Dämmerung sank tiefer und der Mond warf einen bösen rötlichen Schein auf das Wasser. Es hob sich ein schwacher Wind und tausend kleine Furchen kräuselten das Meer als kröche eine riesige unsichtbare Spinne mit tausend Füßen darüber hin.

In der Ferne rauschte es dumpf — es kam wohl die Flut.

Fred schien alles zu vergessen, bis auf die Gewißheit, Marta zwischen Wasser und Himmel neben sich zu haben.

Sie begann sich zu fürchten und sie fühlte auch, daß

sie dem glühenden Werben des Mannes gegenüber schwach wurde.

„Fahren wir heim, Fred", bat sie noch.

Da hatte schon die erste Welle der Flut das Boot erreicht und riß ein Ruder mit sich fort.

Nun wurde Fred wach. Er sah, daß das eine Ruder verloren war und das Boot gegen die Felsen trieb, wo es nicht landen, wohl aber zerschellen konnte. Der Wind blies jetzt viel stärker und es gingen ziemlich hohe Wellen. Und es wurde fast ganz dunkel. Fred arbeitete so gut er mit einem Ruder konnte und fluchte in seiner fremden Sprache. Das Boot sauste die Wellenkämme hinauf und jenseits wieder herab, jedesmal höher und tiefer. Marta fing in ihrer Angst laut zu beten an und glaubte jeden Augenblick in einem Wellental begraben zu werden.

Endlich saß das Boot auf der Felsenküste fest, ohne stark verletzt zu sein. Aber es war ausgeschlossen, ans Land zu gehen, weil man in der Dunkelheit den kleinen Weg tausendmal verloren hätte, der in den Stein gehauen war. Fred wußte wohl, daß die Gefahr schlimm war, wenn der Sturm nicht nachließ oder stärker wurde. Aber er hoffte, die Wut würde nachgeben und der Mond würde ihnen dann den Heimweg zeigen.

Und wirklich lichtete es sich nach einiger Zeit und das Meer wurde ruhiger. Aber es war nunmehr undenkbar ans Land zu gehen, weil die Flut schon zu hoch gestiegen war.

Sie mußten also die Nacht über bis zur Zeit der Ebbe im Boot bleiben.

Marta war zu Tod müde, fügte sich in Alles, legte sich auf den Boden des Bootes und schlief ein. Nach einigen Stunden erwachte sie plötzlich. Sie sah sich zwischen Wasser und Felsen, unter dem Nachthimmel, über welchen mondhelle Wolken jagten. Neben ihr saß ein Mann mit feuchtem Bart, die Augen auf sie gerichtet.

Sie erkannte die Wirklichkeit, aber einen Augenblick lang war ihr das Herz vor Schreck stillgestanden. Da rückte der Mann dicht zu ihr hin, verwirrte sie mit heißen Worten und preßte ihren Mund mit seinen Lippen zu. Dies wurde ihre Hochzeitsnacht.

* * *

Als Marta und Fred Mann und Frau geworden waren, zogen sie in eine große Kammer mit einem winzigen Nebenraum, viele Treppen hoch, ganz unter dem Dach. Man sah über die Häuser bis zum Meer hinüber. Man sah die weißen und braunen Segel weit draußen verschwinden und wieder auftauchen. Man sah den schillernden Strand in der Ebbe und die Schaumkronen der Flut.

Marta war nicht überfließend glücklich, aber still und zufrieden. Sie liebte ihren Mann, wenn er derb und ungestüm vom Meer kam, die zerrissenen Netze in eine Ecke warf und ihr dann mit einem rauhen Wort einen Kuß auf die Lippen preßte. Aber manchmal war er gedrückt und schweigsam und bekam einen seltsam lauernden Blick und ein böses Lächeln, das ihr Furcht machte. Und er brummte seine fremden Flüche.

Hie und da mußte er zwei, drei Tage, eine Woche fortbleiben — so oft es einen größeren Fischzug gab. Dann saß Marta am Fenster hinter ihren Nelkenstöcken, strickte ihre Netze und sang ein eintöniges Lied vor sich hin.

Einmal, als Fred fort war, begegnete ihr Carletto Lara, der junge Fischer, der an jenem schwülen Abend ihr Boot gestreift hatte. Er sah sie traurig an und ohne zu wissen weshalb tat ihr der schöne Junge leid.

„Oh Carletto, habt ihr keine Netze zum Flicken?"

„Seit mir ein schönes Fischlein entschlüpft ist, mag ich nicht mehr fischen," sagte er und sein braunes Gesicht wurde um einen Schatten dunkler.

Marta wurde rot, lachte gequält und wandte ihm den Rücken.

Aber spät in der Nacht hörte sie unter ihrem Fenster eine sanfte junge Stimme ein Liebeslied zur Mandoline singen.

Es war ihr süß und tat ihr weh. Ganz deutlich sah sie mit geschlossenen Augen sein gutes Gesicht mit den großen Augen und dem weichen, schönen Mund. Und dann erinnerte sie sich an den schlanken Bogen, der sich beim Rudern straffer und schwächer gespannt hatte, an jenem Abend. —

Die Stimme schwieg und nach einer Weile schien ihr, daß jemand die Holztreppe heraufschlich. Dann klopfte es leise und flüsterte: „Du Schatz".

Es war ihr süß und tat ihr weh. Sie lag ganz still und traute sich kaum zu atmen. „Warum läßt mich Fred allein, warum läßt er mich allein", dachte sie fortwährend. Da schlich es wieder die Treppe hinab, langsam, hoffnungslos und müde. — Und Marta hatte nie so sehr wie an diesem Abend gewünscht, daß Fred bei ihr wäre.

* * *

Am nächsten Tag kehrte er zurück. Der Fischzug war schlecht gewesen und Fred schien mißmutig und wortkarg. Man war einem englischen Schiff begegnet und die Matrosen hatten den Fischern einen starken Branntwein verkauft. Fred zog eine lange dünne Flasche aus der Tasche und trank daraus mit einer häßlichen, lüsternen Gier. Da wurde er etwas lustiger, bekam glänzende Augen, trieb Scherz mit Marta und ging nach dem Abendessen fort.

„Wart auf mich, ich komme bald", sagte er zu Marta.

Und sie blieb allein und enttäuscht bei ihrer kleinen Lampe sitzen und nahm die Netze vor und begann Knoten um Knoten zu knüpfen.

Von unten drangen lachende und erzählende Stimmen

herauf. Aber es ward bald stiller, weil nicht Feierabend war und drüben hinter der schwarzen Wand der Nacht ein neuer Arbeitstag wartete. Eine Tür nach der anderen fiel zu. Die Straße wurde öd und dunkel. Hie und da hörte man den barfüßigen Tritt eines heimkehrenden Fischers. Das Rauschen des Meeres drang lauter herüber durch die Stille. — Marta wartete geduldig, aber etwas, das ihr weh tat, stieg in ihr auf. Warum war Fred fortgegangen, am ersten Abend? Warum blieb er so lange?

Sie ließ die Netze zu Boden fallen und lehnte sich ans Fenster. Wolken mußten am Himmel hängen, denn kein Stern blinkte. Niemand kam die Gasse herauf oder herunter. Etwas später hörte Marta jemanden kommen, auf bloßen Füßen. Die Gestalt eines jungen Mannes tauchte auf und näherte sich, etwas wankend. Marta erkannte Carletto Lara. Er hatte vielleicht zu viel getrunken.

Seit Fred zurückgekehrt war, hatte sie den jungen Anbeter ganz vergessen. Herrgott, vielleicht wußte er noch nicht, daß ihr Mann gekommen war und wollte wieder versuchen, zu ihr zu kommen.

Sie lauerte in Todesangst, ob Carletto betrunken genug wäre, um an ihrem Haus achtlos vorüberzutaumeln. Er ging mit gesenktem Haupt, wie ein betrübtes Kind. Unter ihrem Fenster blieb er stehen, sah sich um und schien zu erwachen. Dann begann er leise sein Liebeslied zu singen und seine sanfte Stimme war etwas heiser, wie zersprungen, und das Lied eintönig und trostlos.

Noch nie hatte der armen Marta etwas so weh getan, wie das Trällern dieses Kindes auf der nächtlichen Gasse, für sie, für sie... Es zerschnitt ihr langsam das Herz. Ginge er vorüber, ginge er doch vorüber! — Carletto Lara schüttelte traurig den Kopf und trollte sich weiter, sein Lied summend. Nach wenigen Schritten verschluckte ihn die Dunkelheit. —

Marta blieb am Fenster und wartete auf ihren Mann. Drüben im Meer, weit drüben, tauchte hie und da ein rotes Licht auf und versank nach einer Weile wieder. Es waren vorüberziehende Dampfer. Sie kamen aus dem Dunkeln, wie ein Menschenleben, und verschwanden nach einem Augenblick ins Dunkle, rettungslos. Marta verfolgte eines mit dem Auge, in trüben, müden Gedanken. Als es untergetaucht war, drang durch die Nacht der klagende Ton der Schifffsirene wie ein verzweifelter Ruf um Hilfe. Und nichts war trauriger als diese Klage aus der Dunkelheit heraus.

Plötzlich krachte hinter Marta eine Diehle, wie unter einem Tritt.

Sie fuhr zusammen, zu Tod erschrocken und sah sich im leeren Zimmer, das die Lampe nur schwach erhellte. Das Gefühl einer unendlichen Verlassenheit befiel sie. Ihre Einsamkeit schien ihr grenzenlos, ohne Anfang, ohne Ende. Sie hörte ihr Herz klopfen, als wäre es der einzige Laut auf der ganzen Welt. Und zugleich beschlich sie ein kaltes Grausen, das sie sich nicht erklären konnte — als müßten Gespenster aus der Wand treten, als stehe ein Toter hinter ihr, als kröchen Tiere aus den dunkelnden Ecken —.

Da knarrte unten die Türe. Es war Fred, sie erkannte seine Art. Sie hörte wie er den Fuß auf die erste Stufe der Holztreppe setzte und dann langsam die nächste Stufe nahm und die nächste. —

Die Schritte klangen dumpf herauf, jeder ein wenig näher, jeder ein wenig lauter, aber keiner schneller als der andre, gleichmäßig wie die Schläge einer riesigen Uhr. Mit welchen grauenhaften Erinnerungen und Ahnungen verbanden sich für Marta diese unaufhaltsam näherrückenden Schritte auf der Treppe? Der gelbe böse Mann vom Traum meldete sich in ihrem aufgeregten Gehirn. Und die wahnwitzige, unbesiegbare, haarsträubende Angst überkam sie, daß

er es sei, der über ihre Treppe steige. Sie stand mitten im Zimmer, die Hände in die Brust gekrallt, daß sie nicht zerspringe. Das Herz klopfte bis zu ihrer Kehle empor und wollte sie ersticken. Die Schritte rückten näher, sicher und unabwendbar wie das Verhängnis. Es konnten nur mehr zehn, acht, sieben sein, sie dröhnten schon durch die Zimmerwand. Rote Nebel stiegen vor Marta auf, und ihr begann zu schwindeln.

Das Wesen draußen auf der Treppe nahm die letzte Stufe, stand eine Sekunde still und drückte gegen die Tür. Die Tür sprang auf.

Fred — nein, Herr des Himmels, das Gespenst — nein, Fred, aber betrunken, mit stierem Blick und bösem Mund und Zug um Zug der gelbe Mann im Traum.

Fred war das Gespenst, das Gespenst war Fred.

Marta stürzte mit einem unmenschlichen Schrei zu Boden, wie in der Hoffnung dort etwas zu finden, worin sie sich vergraben konnte.

Der Mann mit den gläsernen Augen ging auf sie zu und legte sich über sie.

Vater / von Hermann Wagner

In des Knaben Seele brannte seit den frühesten Jahren das Bewußtsein einer ungeheuerlichen Schande wie eine tiefe, sich nie schließende Wunde. Schon den Sonnenschein der ersten Erinnerung trübten die Schatten dieses dumpfen Bewußtseins: nachts in den Träumen tauchten sie auf, umklammerten die Brust als große nächtliche Vögel, die lautlos ihre weiten grauen Flügel auf und nieder schlugen und aus deren toten ausdruckslosen Augen das eherne Schicksal starrte.

Schwer lagen diese Schatten auf seiner Seele, als eine schreckhafte Drohung, als ein grinsendes Rätsel. Aus seinen

Spielen konnten sie ihn oft plötzlich aufschrecken, oder aus seinen Träumen, wenn er sich an dem Wogen der hohen Gräser berauschte, mit hellem Jauchzen zusah, wie die bunten Köpfe der Blumen unter den Küssen des Windes nickten, sich in tiefen Bogen nach vorn oder rückwärts beugten. Es war dann, als lege sich eine eisige Hand auf sein Herz, das jählings still zu stehen schien, als erfriere sein Blut, als streiche ein Hauch von Moder an ihm vorüber.

Was mochte es doch sein?

Je mehr er begreifen lernte, ballten sich diese schemenhaften Vorstellungen eines Unbekannten zu etwas Realem, das er nur nicht verstand, aber dessen Bedeutung er ahnte, wurden ihm die Ahnungen zu Erlebnissen, die ein jähes Feuer in seinem Herzen schürten. Daß alles mit seiner Mutter in irgendeinem Zusammenhange stand, darüber hatte er sich Klarheit geholt: in vielen furchtbaren Nächten, in Nächten voll trostloser Bangigkeit, die seine junge Seele vergiftet und gebrochen hatten. Wie von einer dunklen Macht aufgerüttelt, war er aus tiefem Schlafe plötzlich aufgewacht. Seine Mutter hatte das Bett verlassen, saß am offenen Fenster und starrte stumm in die bleiche Nacht hinaus. In ihren Augen war ein Ausdruck, der ihn erzittern ließ. Eine Welt von Kummer lag darin, und der entsetzte, hilflose Blick unnütz gequälter Tiere. Sein Herz stand still. Wie gelähmt sah er zur Mutter hinüber. Und es stieg da jäh ein Haß in ihm auf, ein heißer, ein brodelnder Haß gegen das Leben da draußen, das so erbarmungslos und schwer auf ihnen lastete. Und immer wieder mußte er zur Mutter hinübersehen, die regungslos blieb und leise zu weinen schien. Aller Haß löste sich langsam auf und nichts blieb zurück als das Gefühl grenzenloser Ohnmacht und Traurigkeit. Weinend vergrub er den Kopf im Schoße der Mutter. Sie aber streichelte ihm begütigend die Wangen.

Und eines Tages hatte er es erfahren: er hatte keinen Vater. Oder, was das Schlimme war, er hatte einen, aber der war es nur in irgendeiner heimlichen Beziehung, die eine Schande war. Er war ein Ausgestoßener. Mit würgender Scham fühlte er die seltsamen, oft mitleidigen, öfter perfiden Blicke der Lehrer und der Erwachsenen auf sich, und es war ihm, als ob sie in die geheimsten Tiefen seiner Seele zu dringen vermöchten, die er voll feiger Ohnmacht wußte. Eine eiserne Faust hatte ihn meuchlings zu Boden gestreckt. Er fühlte sich zu ewigem Schweigen verdammt, zum knirschenden Verbeißen des lodernden Rachegefühls, wußte, daß er einen scheuen und schielenden Haß für alle Zeiten mit sich würde herumtragen müssen.

Dieser Haß aber war sein heimlicher Reichtum, den er unausgesetzt nährte und schürte, dem er mit der grenzenlosen Macht jener Liebe anhing, die anfangs für alles Gute in ihm geglüht hatte und die vom Leben mit plumper Faust in ihm erwürgt worden war.

Er wurde immer verschlossener und einsamer, hatte keinen Anteil an der Welt seiner Altersgenossen, ward frühreif gescholten und als duckmäuserisch und hinterlistig verachtet. Aber die Verachtung schmerzte ihn nicht mehr wie früher, sie tat ihm wohl, gab ihm gewissermaßen die Berechtigung zum Leben. Seine Phantasie erhitzte sich an den geringschätzigen Blicken, seine Seele, getreten und geschlagen, blühte auf, wurde weit und war voll von glühenden und tönenden Bildern. Bald empfand er alle um sich her als Feinde. Und wie wünschte er, sie zu vernichten! Zitternd, erfüllt von dem heißen Gedanken an Vergeltung, floh er vor ihnen in seine eigene Welt, in sein Reich ausschweifender Phantastik, wo nur ein König war und mit allen, die wider ihn waren, erbarmungslos schaltete. Der Gedanke an kalte, wohlüberlegte Morde war ihm ein wollüstiger Kitzel. Ja, der Tod schien ihm als Sühne noch unzureichend. Als Krüp-

pel wünschte er seine Feinde zu sehen. Hilflos, bleich, einem schleichenden Tode verfallen, sah er sie an sich vorüber schleichen und labte sich an der Vorstellung, wie er ihnen seine Rache zeitlebens, Tag für Tag, Nacht für Nacht, qualvoll und fühlbar zu machen verstanden hätte. Dennoch flackerte eine dünne Flamme in dem Dunkel dieses verbitterten Herzens. Eine letzte, nur halb eingestandene Hoffnung war in ihm vergraben und wagte sich in Stunden, da die Einsamkeit die Kraft des Widerstandes endlich zu lähmen drohte, schüchtern und tastend hervor, um wie ein Sonnenstrahl neu zu beleben. Hatte er nicht doch einen Vater? Draußen, auf freiem Felde, im Walde, oder wenn er nachts in seiner Kammer allein lag, sprach er hunderte Male das Wort vor sich hin: Vater! Es löste immer eine Art Scham in ihm aus, so daß er es nur ganz leise auszusprechen wagte. Auch weil es ihm etwas über die Maßen Großes, ja Heiliges und Geheimnisvolles auszudrücken schien. Und daß er es sagen durfte, daß er ein Recht, ein heimliches Recht dazu hatte, das ihm von niemand beschnitten werden konnte, erfüllte seine Seele mit einem seltsam sprühenden Glanz, einem wogenden Leuchten.

Sein Vater war reich, groß und mächtig. Alles das wußte er von ihm. Aus den gelegentlichen Aeußerungen Erwachsener hatte er sich's erschlichen. Auch das Haus, das er bewohnte, war ihm bekannt. Es war eine graue Villa, die außerhalb des Ortes in einem großen, mehr wilden als gepflegten Parke stand und von alten und dichten Kastanien umgeben war. Man sah nur Teile der glitzernden Fenster aus dem üppigen Laube hervorlugen, und kostbare Stores verhinderten jeden Blick in die Zimmer, die immer unnahbar, wie von kühler Majestät umwoben schienen. Des Knaben Sehnsucht verzehrte sich nach diesen Räumen. Ihm war, als habe er einen Anteil an ihnen, als lebe er jetzt nur in einer Verbannung, oder als sei die Not, die ihn zu

Hause umgebe, nur ein böser Traum, aus dem er bald erwachen müsse, um von der Wirklichkeit, die hier eingeschlossen lag, Besitz zu ergreifen.

Träge, eintönig und freudlos schlichen die Tage.

Der große, schwer duftende Garten mit dem lockenden Gebäude darin spukte immer mächtiger in dem Gemüte des Knaben. Ihm war, wenn er im Dämmerschein mit klopfendem Herzen die alten Kastanien entlang schlich und Blicke voll bittender Sehnsucht über die zitternden und lispelnden Aeste und Zweige hinwegschickte, als entfalte sich jenseits des rostigen Zaunes eine neue, ganz andere Welt, ja die eigentliche Welt überhaupt, und es liege nur an ihm, sich über das Geländer zu schwingen, um alles, wonach sein Herz dürstete, zu erreichen. Sollte er es wagen? Hunderte Male fragte er es sich und wagte es doch nicht. Das Haus lag zwar einsam, nur selten zeigte sich in der Dämmerung ein Mensch in seiner Nähe, und auch im Garten war nie jemand zu bemerken. Aber immer war es ihm noch zu hell. Er setzte seine ganze Hoffnung auf die tiefe, mondlose Nacht. Wenn alles finster und still war, wenn alle schliefen und nicht ahnen konnten, was er vorhabe, wollte er lautlos über den Zaun steigen und sich dem Wunderbaren in die Arme werfen. Geschah von dem, was in den Märchen vor sich ging, das Seltsamste nicht gerade bei Nacht?

Eine schwüle Julinacht fand ihn bereit. Gewandt und lautlos entwich er seiner Kammer und glitt wie eine Katze über den Hof in die brütende Finsternis. Ohne Furcht, mit nachtwandlerischer Sicherheit, eilte er durch die Straßen, bis er atemlos vor dem düsteren Parktor stand. Fast hätte er aufgeschrieen. Das erste Mal drang ein Lebenszeichen aus dem Hause zu ihm. War es ein Gruß, ein Wink? Aus einem der hintersten Fenster, etwa in Manneshöhe, durch den gestickten Vorhang hindurch, kam der matte Schein eines Lichtes.

Als er den Zaun überstiegen hatte und seine bloßen Füße zaghaft durch den kühlen feinen Sand zog, überkam ihn wieder die alte Bangigkeit. War es nicht vermessen, in diese schlafende Pracht einzudringen? Wie, wenn das Haus von Hunden bewacht wurde, die aus irgendeiner Ecke plötzlich hervorbrechen konnten, um ihm die Zähne an die Gurgel zu setzen? Nichtsdestoweniger ging er weiter: langsam, vorsichtig und tastend, Schritt für Schritt, immer dem erhellten Fenster entgegen. Bis er, ziemlich in der Mitte des Parkes, auf einen freien Platz kam, wo das ausgespieene Wasser eines Springbrunnens munter plätschernd in das Bassin zurückfiel. Hier nahm er auf einer Bank Platz. Zog die Beine, da ihn zu fröstеln anhub, dicht an den Körper herauf, schlang beide Arme darum und starrte unausgesetzt auf die erleuchteten Scheiben. Er war voller Erwartung.

Aber gar nichts geschah. Wie lange er auch wartete und so sehr er, um kein Geräusch zu überhören, sich sogar bemühte, den Atem anzuhalten, alles blieb still. Den dünnen Strahl des Springbrunnens ausgenommen, der gleichmäßig und eintönig niederfiel. Leben war auch noch hinter den erleuchteten Scheiben. Des Knaben Blicke lagen gierig auf ihnen, bemüht, ein Zeichen zu erhaschen. Dort, hinter den Vorhängen ... sicherlich ... dort verbarg sich, was ihm Aufklärung schaffen mußte. Zeichnete sich auf der weißen Fläche des Vorhanges nicht ein dünner Schatten ab, der sich hin und wieder bewegte, auf und abzuwandeln schien, größer und kleiner wurde? Wie, wenn er noch näher schliche, sich zum Fenster hinaufschwänge und hinein sähe? ...

An der glatten Mauer ritzte er seine Haut blutig. Aber keuchend arbeitete er sich schließlich hinauf, klammerte sich mit beiden Händen am Fenstervorsprunge fest und brachte den Kopf hart an die erste Scheibe. Daß ihm alles Blut zu Kopf gestiegen war und die Adern herausquollen, spürte

er nicht. Das Herz hämmerte, die Pulse flogen. Seine Muskelkräfte waren bis zum Aeußersten angespannt. Mit beiden Armen hielt er sich fest: die Füße hatten keinen Halt, sondern baumelten lose in der Luft. Trotzdem hielt er aus. Spähte wild durch die Scheiben.

Er sah eine Art Arbeitszimmer. Vor einem Schreibtische, mit dem Rücken gegen das Fenster, saß ein Mann. Ein älterer Herr, dessen Schläfen schon anfingen, grau zu werden. Er las in einer Zeitung und rauchte. Sog in längeren Abständen an seiner Zigarre und stieß den Rauch mit einer gewissen Behaglichkeit von sich.

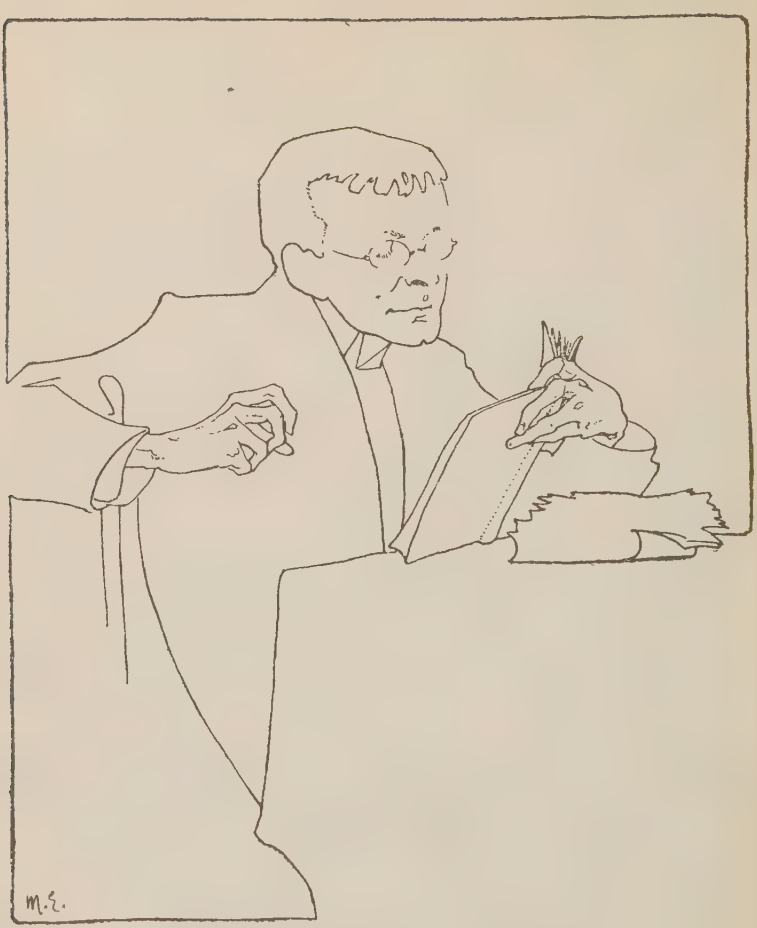
Die Augen des Knaben waren weit geworden und glänzten. Das Gefühl einer merkwürdigen Freude würgte in seinem Halse. Er mußte klopfen und sich bemerkbar machen. Er mußte! Zitternd versuchte er seinen Arm loszulösen. Vergebens. Er war nicht imstande, sich mit einem Arme festzuhalten. Alle Kräfte verließen ihn plötzlich. Er wußte, daß er in den nächsten Sekunden herabfallen würde . . .

Noch einen langen Blick warf er in das Zimmer. Und indem seine Hände die Mauer fahren ließen, entrang sich, vom Weinen halb erstickt, seinen Lippen der Ausruf: „Vater!“ — — —

Nacht / von Robert Hohlbaum

Was die Nacht mir wohl bergen mag?
Liegt hinter ihr ein goldenes Glück
oder ein trübe verdämmernder Tag?
Oder weicht sie nimmer zurück,
bleibt stets bei mir, gewaltig, groß,
und ich entschlummere in ihrem Schoß —?

(gez. von Max v. Esterle)



Karl Kraus

Vorlesung Karl Kraus*)

Man kann dem Wesen einer schriftstellerischen Persönlichkeit, deren Eigenart in ihrer Wirkung auf die Zeit zwar erkannt (und vielfach dort am gründlichsten erkannt ist, wo gleichzeitige Nicht-Anerkennung sich als Notwehr dieser Erkenntnis fühlbar macht), in ihrer ursprünglichen Bedeutung über das Zeitläufige hinaus jedoch erst vage empfunden wird, kaum besser in die Tiefe nachspüren als durch den Versuch einer Abgrenzung gegen Persönlichkeitsanalogien, die mit Recht und Verdienst zum Vergleich herangezogen werden. Die Vorstellung, daß die geniale Begabung keine Vorbilder hat, erscheint in jedem Betracht einleuchtender als die Erkenntnis, daß sie ohne Vorläufer kaum zu denken, geschweige denn in ihrem eigensten Wert zu verdeutlichen ist. Es klang, wie immer, bis heute paradox, doch nun bestätigt, wie immer, es die Zeit: Das Talent tritt „origineller" auf als das Genie. Es gibt sich vergeistigter als der Geist. Es ist abgeklärter als dieser, weil es sich aufgeklärter in die Welt setzt. Es hält mit einem raffinierten Illustrationsvermögen anscheinend sinnvoll ein Weltbild zusammen, das die simple Perlustrationskraft des Genies scheinbar sinnlos zerschlägt. Wo zwischen schöpferischer Begabung und Talent die geistige Grundanschauung divergiert, liegt ja der Fall einfach und klar: es entsteht da in der Regel jenes banale Verständnis einer Unebenbürtigkeit, das dem Kulturverwerter zunächst den

*) Veranstaltet als erster literarischer Abend des „Brenner" am 4. Jänner im kleinen Stadtsaal zu Innsbruck. — Karl Kraus, nach beiden Abteilungen zu mehreren Zugaben genötigt, las im ersten Teil: „Der Traum ein Wiener Leben / Die Feuilletonisten plündern den Hausrat der Natur / Riedau und Lido / Ostende, erster Morgen / Die Vision vom Wiener Leben / Vorstellung eines Tages der Kindheit / Die Welt der Plakate / Die Malerischen" — im zweiten Teil: „Die chinesische Mauer / Der Biberpelz / Zur Erleichterung des Lebens / Der Deutlichkeit halber."

Vorzug vor dem Kulturumwerter, dem ewigen Weltverbesserer vor dem zeitentbundenen Weltverstörer gibt. Wo indes die Vollreife eines Talents, in dem das Geniale irrlichterliert, der Unreife eines nachgeborenen Genies, das vom blitzenden Talent oft schwer zu unterscheiden ist, auf der Oberfläche einer geistigen Verwandtschaft begegnet, entsteht mit Vorliebe jenes fatale Mißverständnis einer Ebenbürtigkeit, das den Vorläufer als den Erfüllenden, den Erfüllenden als den Nachläufer begreift, das der Priorität in jedem Fall das Recht auf Originalität zugesteht und den Grad der geistigen Verwandtschaft an der Zufälligkeit gedanklicher Uebereinstimmungen, der Aehnlichkeit gedanklicher Formulierungen, nicht an der Spannweite der geistigen Naturelle mißt. Man hat Karl Kraus mit Swift, mit Talleyrand, mit Lichtenberg verglichen. Man hat ihn mit Saphir und Oskar Blumenthal verglichen. Und zwischen den beiden Polen dieser Vergleichsbedürfnisse, die immerhin mehr als das Problematische seiner Bedeutung fixieren, bewegt sich nach wie vor das weite Flachrund eines kritischen Betriebs, das an Hervorragendem überhaupt nicht Anstoß, geschweige denn dazu Stellung nimmt.

Die einzige literarische Vergleichsmöglichkeit jedoch heißt Lichtenberg. Wer Karl Kraus zu außerdeutschen Satirikern in Beziehung setzt, mag zwar diesen oder jenen charakteristischen Zug beleuchten, der heute schon das ungewisse Selbstporträt dieses einzigartigen modernen Schriftstellers zur künftigen Aufnahme in die Ahnengalerie der souveränen Spötter empfiehlt; insoweit aber diesen Vorfahren die Sprache nur das Mittel war, Ideen und Gedanken auszudrücken, die auch in einer Uebersetzung zu vollem Leben erwachen, greift die Parallele fehl. Sie verkennt ein Grundelement des Kraus'schen Schaffenszwanges, das Besondere seiner Dialektik. Denn seine Gedankenwelt, die durch die Zudringlichkeiten eben jener Außenwelt, die sich durch Ideen

fortbewegt, erst in Schwingung gerät, empfängt in ihren witzigsten Auslassungen wie in ihren visionärsten Gestaltungen ihre eigentliche Leucht- und Ueberzeugungskraft so sehr vom Geist der Sprache, der sie sich täglich neu entbindet, daß sie ebenso unübertragbar erscheint wie sein Stil, der den innersten Lebensnerv dieser Sprache in einer Weise bloßlegt, daß (wie Goethe sagt) jedem Wort der Ursprung nachklingt, wo es sich herbedingt. In Lichtenberg jedoch scheint in der Tat eine satirische Denkkraft vorgeboren, deren sprachliche Tektonik etwas von jenem elementaren Stilprinzip durchschimmern läßt, dessen völliges Erfühlen und Verdeutlichen — verbunden mit dem Mut, die eigene Vorstellungskraft den strengen Forderungen dieses sprachlichen Prinzips bedingungslos zu unterwerfen — Karl Kraus nicht bloß zu einem glänzenden Stilisten, sondern zu einem stilistischen und denkerischen Phänomen macht. Diese Gabe nun oder richtiger dieses Verhängnis, gleichsam den Geist der Sprache für sich denken zu lassen und ihm traumwandlerisch in die Labyrinthe einer Vorstellungswelt folgen zu müssen, wo sich aufdämmernde Erkenntnisse nicht mehr rational begreifen, sondern wie Licht und Luft und alles, was ohne Anfang, ohne Ende und ohne Sinn und Unsinn ist, nur mehr geistig einatmen lassen — dieses bei aller Treffsicherheit scheinbar Zweck- und Ziellose einer schöpferischen Selbsterschöpfung, — das derzeit noch mystisch Verhüllte dieser vehementen Selbstentblößung ist es, das den originalen Wert des Verfassers der „Sprüche und Widersprüche" bedingt und ihn von allen Vorläufern, auch von dem völlig unpathetischen, mehr auf den Intellekt der Spekulation als auf den des Temperaments gestellten Lichtenberg unterscheidet. Den geaichten Kunstdenkern aber ist gerade dadurch dieser unqualifizierbare Denkkünstler höchst verdächtig. Sie empfinden das Knarren der Angeln, aus denen hier eine Welt der flüchtigsten Erscheinungen gehoben

ist, als die Leistung und den Energieaufwand von Haß und Liebe, der diesen flüchtigen Mikrokosmos künstlerisch perspektiviert und in überwirklichkeitsgetreuer Verzerrung festhält, als das Geräusch, und zwar als ein umso disharmonischeres Geräusch, je mehr sich dieser künstlerische Aufwand vom motivlichen Anreiz entfernt, je verbohrter in sich dieser Distanzierungstrieb erscheint. Sie erblicken darin nur den Bluff einer Methode, deren sinnfälliger antagonistischer Mechanismus (vielleicht nur weil er aus sich kein Geheimnis macht) ihnen allzu plausibel und daher geistig leer zu laufen scheint. Diese so gründlich auf- und abgeklärte Zeit erkennt zwar den Lyriker, den Epiker, den Dramatiker (oft in abgegriffenen Exemplaren) als denkenden Künstler an, aber sie läßt den satirischen Gestalter ihrer Unkultur weder als Denker noch als Künstler gelten. Diese Zeit hat Hogarth und Goya, die grotesken Sittenschilderer ihrer Zeit und ihres Landes, als künstlerische Revolutionäre entdeckt und ihre große Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der neueren Kunst dem Verständnis erschlossen. Sie selbst aber verschließt sich dem letzten Verständnis einer in und aus ihr wirkenden literarischen Persönlichkeit, deren geistige Ätzkunst nur in dem graphischen Werke der genannten Bildkünstler ihresgleichen hat. Ist es nicht seltsam, daß sie den „Strichwitz" bei Goya als sublimen Reiz der künstlerischen Rhythmik zu würdigen versteht, während ihr das analoge Mittel, die Konzentrationskraft des künstlerischen Ausdrucks zu verdichten, bei Karl Kraus — nämlich sein Wortwitz — wider den Strich geht? Dort findet sie durch Witz und Pathos den dunklen Urgrund eines künstlerischen Wirkens erhellt, das dem eminent Zeitbefangenen des Sujets in einer oppositionell-persönlichen Darstellung den außerzeitlichen Rhythmus gab. Hier, wo der moderne Zeitgeist selbst die Reibungsfläche ist, an der eine stets sprungbereite, ins Dunkel ihrer geheimnisvollen Sendung geschmiedete Phantasie sich

zu sich selbst befreit, indem sie sich zu Visionen entflammt, die wie blitzartige Erleuchtungen plötzlich in greller Schärfe, in weher Nähe und gespenstischer Losgebundenheit eine Welt aufspringen machen, die im stumpfen Licht des Alltags fern und vermummt, gleichgültig und unverrückbar daliegt — hier, wo sie keine lebendige Vergangenheit, sondern ihre verlebte Gegenwart attakiert fühlt, verliert diese Zeit die Witterung für das Außerordentliche eines Gährungserregers wie Karl Kraus. Hier wertet sie Witz und Pathos als Effektpole eines technischen Raffinements, während es in Wahrheit wie bei Goya die Affektpole einer Anschauung — zwar keiner geläufigen Welt-, doch einer ungeläufigen Mitweltanschauung — sind. Schließlich aber hat es seine tiefere Bedeutung, wenn der spitzfindige Kunstverstand einer Zeit, die die Lösung der Welträtsel im Kopf und ihre eigene Auflösung im Herzen trägt, einer künstlerischen Phantasie Gefolgschaft weigert, die ihm verruchterweise nichts mehr zwischen den Zeilen, aber alles über den Zeilen zu lesen übrig ließ. Denn aus der Notgedrungenheit dieses Unverständnisses (das immerhin schon fühlen mag, daß hier ein Stein des Anstoßes sich allgemach zu einem Markstein auswächst), nicht aus der Beiläufigkeit von Mißverständnissen ist dieses Dasein Karl Kraus erst als ein Schicksal zu begreifen.

Diese grundlegende Erkenntnis läßt sich nun freilich nur aus einer gründlichen Kenntnis der Gesamtleistung schöpfen. Der Vortrag einzelner, zum Teil natürlich auch mehr wirksamer als in tieferem Sinn charakteristischer Bruchstücke kann diesen entscheidenden Eindruck kaum vermitteln. Ja, es frägt sich, ob der Umstand, daß sich hier eine tief absonderliche, immerhin noch vieldeutige Erscheinung, von der nur feststeht, daß sie im gegenwärtigen deutschen Schrifttum ohne Beispiel ist, dem Publikum gewissermaßen von ihrer zugänglichsten Seite zeigen muß, den Zugang zu dieser Erkenntnis nicht

vielmehr verlegt. Die lebhafte Anerkennung, die Karl Kraus als Interpret seiner Schriften findet und die ihm auch hier von einem überraschend zahlreich versammelten Auditorium spontan gespendet wurde, vermag mich in dieser Ansicht nur zu bestärken. Denn in mir wurzelt das Gefühl, daß ein gut Teil dieses Beifalls dem prompten Auffassungsvermögen entspringt, mit dem das Publikum an einer im Tiefsten schwer verständlichen Persönlichkeit zunächst das Wirksame ihres Mißverständlichen aufgreift — das heißt: jenes unmittelbar Verständlichen, das ihr tiefstes Wesen mehr verschleiert als enthüllt. So wird z. B. der minder orientierte Hörer, der einem „Humoristen" sein willfähriges Entgegenkommen zu bekunden wähnt, hinter der grotesken Laune, die jene drastischen Satiren wie „Die Welt der Plakate", „Der Biberpelz", „Der Traum ein Wiener Leben" schuf und vortrug, schwerlich das Pathos einer Weltbetrachtung wittern, dem die ernst und einsam ragende Kulturtat der dreizehn Fackel-Jahrgänge zu danken ist. Die volle Harmonie dieses Verbundenseins zweier scheinbar unvereinbarer Ausdrucksextreme wird gewiß nur jenen eingehen, die die tragische Resonanz einer solchen Weltbetrachtung auch noch aus ihren heitersten Varianten herauszuhören vermögen. Mit umso größerem Nachdruck aber ist nach dieser prinzipiellen Feststellung hervorzuheben, daß der Abend gerade dem Kenner des Kraus'schen Schaffens eine Ueberraschung bot. Es erwies sich nämlich, daß in der äußerst luziden Art des Vortrags, der hell, scharf und eindringlich — ohne eine Spur jener Sonorigkeit, auf die die Brusttöne der Ueberzeugung angewiesen sind — im wesentlichen mehr das Wie als das Was der Gestaltung betont, einige Glossen und aphoristische Betrachtungen zu besonderer Geltung kamen, denen man diese zarte Leuchtkraft kaum zugetraut hätte. Wie etwa „Tag der Kindheit" und „Ostende, erster Morgen": an welch letzterem Beispiel besonders klar wurde,

wie sehr die eigenartige Reizempfindlichkeit, die diese kleinen satirischen Gebilde konzipiert, jener des Lyrikers verwandt ist. Die energischste Zusammenfassung aber aller jener Momente, die auch dem Ahnungslosen eine Ahnung von der wesentlichen Bedeutung dieser Kampfnatur vermitteln können, bedeutete der Vortrag der „chinesischen Mauer“: Hier, wo Karl Kraus es wagen durfte, Zitate aus Shakespeare und aus der Apokalypse in einer Weise anzubringen, daß sie wie aus seiner eigenen Schöpferglut gehoben scheinen; hier, wo in dem visionären Feuer der Paraphrase der stoffliche Anlaß wie zu Asche verbrennt; hier, wo ein elementares Ethos zu jener bezwingenden Geberde ausholt, die einer Moral, die davon lebt, ihren Bekennern die Hölle auf Erden heiß zu machen, ihren Himmel auf Erden verhängt — hier, wo nur mehr der Rhythmus einer schöpferischen Leistung sprach, hier konnte auch der allgemeine Beifall nur dem künstlerischen Einklang von Vortrag und Gestaltung gelten.

Wir danken Karl Kraus, daß er unserer Anregung, in Innsbruck zu lesen, gefolgt ist, und hoffen, daß er gelegentlich auch einer neuerlichen Einladung Folge leisten wird.

Ludwig von Ficker

In eigener Sache

Dem Herausgeber des „Brenner" sind die folgenden beiden Briefe zugegangen:

Brixen, am 27./12. 1911.

Herr v. Ficker!

Auf Ihre letzterhaltene Erklärungen hin werde ich Sie also, gemäß Ihrem ausgesprochenen Wunsche, direkt ebenso, wie Ihren „Benedikt", behandeln, wie Sie es ja auch, nach Ihrem mir geoffenbarten Kunstempfinden, tatsächlich verdienen. So sage ich Ihnen daher sogleich vorweg, daß all' das, was ich gerade Ihrem braven „Benedikt" geschrieben, ganz weniges ausgenommen, gleichzeitig auch für Sie gült. Ihr seid nämlich beide „Benedikts" unter einer Decke; das ist wenigstens nur zu wahrscheinlich. Daher, da Ihr also beide wissen sollet, was ich dem anderen sage, sende ich Euch diese beiden Bogen in einem Couvert; und wenn ich wissen würde, daß noch mehr solche „Benedikts" in Eurem Bunde ständen, so würde ich das gleiche tun. Ob ich dann nur einen oder alle diese „Benedikts", die durch ihrer Unnatur eigenem sauberen Kunstempfinden mich in meinem künstlerischen Schaffen direkt und in solch' öffentlicher Weise noch dazu, zu verletzen die Gemeinheit hatten, zur Verantwortung zu ziehen gedenke, das, denke ich, sei doch meine Sache! verstanden? umsomehr, wenn auch die anderen „Benedikts" wie dieser Ihrige gleichwie Sie selber sich gleichfalls so gerne als verantwortlich für ihr Gebahren mir gegenüber erklären. Die „Benedikts" außer Ihrer eigenen Person erregen meine Empörung sogar noch mehr als Sie selber, insofern Sie kein Maler, während jener oder jene solche sind, die weit besser täten sich Mühe zu geben selber allmählig fort und fort besser den Pinsel führen zu lernen, anstatt Kollegen in solch' impertinenter Art, wahrscheinlich aus Neid, derart öffentlich zu verunglimpfen, herunter zu zerren, ja mit Kot zu bewerfen! Was spielen die „Brenner" „Benedikts" selber denn für eine Rolle im Reiche der bildenden Kunst? Ja, wenn es mit dem — Maul gienge! Eigens für Sie habe ich weiter zu ergänzen, daß ich Ihren „Brenner", der sich einen Brenner diesmal auch holen soll! mit seinen so „eminent kunstgelehrten" Recensionen über meinem, des Albert Blattners u. Anderer Schaffen enthielt, ganz zufällig beim Maler Riß in Schönna, bei Meran, in die Hände bekam. Befragen Sie, bitte, diesen nur selber, was auch er, der wenigstens ebensoviel in der bildenden Kunst kann und versteht als Ihre „Benedikts", über die schöne Recensierung meint! Sicherlich nimmt gar jeder Anstoß an derselben, der mich und mein Schaffen auch einigermaßen nur kennt! Feinde sind hiervon freilich ausgenommen. Aber Maler Riß sagt mir: „viel' Feinde, viel Erfolg." — Soll nun die Kunstschau, die der „Brenner" durch seinen „Benedikt", durch seinen versteckten, hält, Sympathie und Ruhm für ihm, für das Blättchen bringen? — Wer eigentlich dieser Ihr „Benedikt", dem der conträre Name „Maledikt" wohl weit besser anstünde, ist, hat mir Herr Dr. Reinhold von Zingerle, Gerichtsrat in Innsbruck, berichtet, worauf ich, um ganz sicher zu sein, auch den mir bezeichneten Mann selbst noch darum befrug, für welcher „schönen, mannhaften" Erwiederung ich ihm gewiß noch danke. Von Zingerle schrieb mir ferner: — wörtlich — „Man sieht aus

seiner Kritik, daß seines Taktgefühl und Kunstkönnen nicht immer Hand in Hand gehen. Nach meiner Ansicht richtet sich der Ton seiner Kritik schon von selbst. Mir machte sie den Eindruck, als ob sie mehr eine litterarische Leistung sein wollte, denn als Urteil war sie zu „„ungezwungen feindlich““ und phrasenhaft affektiert. Die gauklerische Geschicklichkeit der südlichen Völker, zu denen er auch nach seiner Abstammung gehören würde, äußert sich in dieser Kritik eben besonders stark. Darum wird sie auch in dieser Form niemand ernst nehmen und ich würde sie ruhig bei den alten Heften des „Brenner" schlummern lassen. Uebermäßig viele lesen den „Brenner" ja ohnehin nicht. Ein Schwurgerichtsprozeß stünde nicht dafür . . .". Folglich lasse ich nun also die Klage fallen; nichtdestoweniger werde ich jedoch nicht ermangeln, mir auf anderer Art eine Genugtuung dafür zu verschaffen. Dessen seiet Ihr, Männer des „Brenner", sicher! — Von Zingerle ist derjenige, der die Zeilen über meiner Kollektivausstellung, die ich im Rundsaale des Ferdinandeums gehabt habe, im „Allg. Tir. Anz." gebracht hat. Haben Sie dieselben gelesen? auch die „Mer. Zeit.", handelnd über die Weihnachtsausstellung des Meraner Künstlerbundes, auf welcher auch ich vertreten war, u. zw. mit denselben Werken, die ich dortmals in Innsbruck hatte? Da liest sich die Sache anders!

Mit Verachtung: Fr. Ferd. Rizzi.

*

Brixen, am 26./12. 1911.

Herr v. Esterle!

Ich habe Ihnen nicht geschrieben bezw. mitgeteilt, daß ich Sie für den „Benedikt" der „Brenner" Kunstschau ansehe und ebenso auch nicht Ihnen meine Anfrage vorgelegt, ob Sie etwas dagegen haben, wenn ich Sie für diesen besagten „Benedikt" halte, sondern Sie gefragt, von Ihnen selber die Erklärung in Ihrem eigensten Interesse verlangt, die mir sagt, ob Sie denn sicher dieser obige „Benedikt", der die so treffende Recension über meiner Kollektivausstellung Mitte Nov. für den Brenner gebracht hat, sind oder nicht. Ihre darauf gegebene Erwiederung, dieses Ihr dummes Blindekuhspiel auf meiner an Sie gestellten Anfrage, wie oben angedeutet, sieht nun aber in der Tat die Kunstrecensionen, die unter „Benedikt" in der „Brenner" Kunstschau in der Regel gehalten werden, die vor Verständnislosigkeit, Gehässigkeit, Gemeinheit und Roheit triefen, absolut gleich, so daß nun gar kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, wer dieser famose„ Benedikt" eigentlich ist! Ferner, ob Sie wohl etwas dagegen einzuwenden haben, wenn ich Sie für die Recensierung meiner im Rundsaale des Ferdinandeums gehabten Kollektivausstellung verantwortlich mache, darum habe ich Sie, bitte, mit gar keiner Silbe gefragt, weil ich Sie um das überhaupt, nachdem ich über die fragliche Persönlichkeit klar bin, nicht und niemals erst befragen werde! Selbst wenn Sie trotz all'dem in Wahrheit nicht dieser berichtigte „Benedikt" wären, auf meiner an Sie diesbezüglich gestellten Frage und Ihrer mir auf derselben gegebenen Antwort hin steht mir nun stets das Recht zu, Sie als denselben zu behandeln, zur Verantwortung zu ziehen, in welcher Weise einerlei. Noch etwas: Auch im konventionell lügen scheinen Sie ungeachtet Ihres so herrlichen Brennerreformmenschentums dennoch mit dem abgetragenen, verbrauchten alten Rocke d. h. mit dem Groß, mit der rückständigen Masse der simplen Schablonenmenschen der Konvention einher zu gehen, denn Sie schreiben mir „Sehr geehrter Herr" und von

„Ihrer gesch. Zuschrift", einem Individuum, den Sie in der Kunst nur als Gaukler, mit anderen Worten als einen kleinen Schwindler in derselben frei und öffentlich bezeichnen, das, nach Ihrer großartigen, absolut „Auctoritativen", „unfehlbaren" Recension auch nicht der minimalsten Ehre eines freien, selbständigen Künstlers wert ist, da es ja, zudem, als solcher nur ein malender Geschäftsmann, ein Künstler für's Volk ist, wobei hier das zum Schlusse noch hinzufolgende „Hochachtend" sich zum Ganzen, das, wie schon gesagt, vor Schuftigkeit und Gemeinheit triest, wiederum nicht wenig dumm oder abermals lügnerisch genug ausnimmt! Tatsächlich: Man kann den „Brenner" wegen des Besitzes eines solchen „Benedikt" nur gratulieren, denn zu seiner Kunstschau, die er hält, vermöchte derselbe wahrlich keinen besseren zu finden. Was mich und meine Sache aber betrifft, erkläre ich Ihnen, daß Sie sollen, und Sie mögen vorderhand von mir denken wie Sie wollen, diesmal gerade mit dem Richtigen zusammengekommen sein! Schreiben Sie sich das, bitte, nur hinter's Ohr! Daher gewärtigen Sie, niederträchtiger Bube von einem Edelmanne, was nun über Sie von mir folgen wird! Nun sollen Sie mich besser kennen lernen, wenn ich Ihnen bis jetzt so viel wie noch gar nicht persönlich bekannt war. Dies schwört Ihnen, wenn Sie nur ein wenig Geduld haben,

Ihr

neuerworbener, steter Feind, der heißt: Fr. Ferd. Rizzi.

Der Feinde will, sucht, soll solche finden!

Ecce Rizzi! Seine Geistesverwandten aber, die eine Verletzung ihrer Selbstüberschätzung gleich als Tariffrage auffassen, wollen sich nicht exponieren. Sie soufflieren die Briefe, die sie an Stammtischen konzipieren, lieber einem Unglücklichen, der es nicht merkt, wenn er den Kopf verliert. Sie sind es, die mir gegen ihr besseres Wissen unsaubere Motive unterschieben lassen. Sie können es mir nicht verzeihen, daß ich die Aufrichtigkeit der Signatur für belangloser halte, als die Aufrichtigkeit der Kritik, und daß ich es für wichtiger ansehe, die Kunst zu verteidigen, als die Unkünstler nicht anzugreifen. Was geht aber Herrn von Ficker und mich ihre Mißstimmung an? Sie übersehen, daß wir von vornherein auf die Nachteile ihrer Gefolgschaft verzichten. Sie übersehen auch, daß der „Brenner" überhaupt nicht jenes beliebte Genre pflegt, das allen schmeicheln will und daher keinen höheren Maßstab brauchen kann. Ihre Mimikry versagt vor uns. Wir sehen die Fratze einer entsetzlichen Unkultur, aber wir lassen uns nicht einschüchtern. Selbst meine Pseudonymität gebe ich nicht auf. Sie ist noch immer besser, als die Anonymität von Kritikern, die hinter ihren Tarnkappen ihren Charakter verschwinden lassen.

Max von Esterle

A. Egger-Lienz hat ein Bild fertiggestellt, das in kurzer Zeit durch Reproduktionen allgemein bekannt werden dürfte. Das Holzgerüst eines Hauses teilt die Leinwand triptychisch in fünf Rechtecke. Jedes Rechteck umrahmt das figurale Symbol eines Lebensalters: links den Knaben und den Jüngling, inmitten den Mann und die fruchtbare Frau, rechts das rüstige Alter und den todreifen Greis. Die einzelstehenden, silhouettenartigen Figuren, das gradlinige Gebälk und die weiße Leere des Luftraumes dahinter bilden eine Komposition von sublimierteste Einfachheit. Noch nie hat Egger-Lienz so stark gezeigt, wer er ist. Alles Frühere aus seinem Schaffen erscheint jetzt als tastende Annäherung. Es ist offenbar kein Zufall, daß er sein Bestes und Wahrstes nicht in der Großstadt fand, wo ein Teil der Kraft auf Abwehr von imponderablen Einflüssen vergeudet wird, sondern in der ländlichen Zurückgezogenheit. Jetzt, da er, wie mir scheint, an einem Wendepunkt angelangt ist, von dem man rückschauend einen Blick in die Zukunft wagen kann, ist es unabweislich, einen Rest von Mißtrauen abzutun: den Vergleich mit Hodler. Wenn Egger-Lienz vom großen Schweizer Anregungen erhielt (warum sollte er nicht?), so machte er sich ihnen doch nicht dienstbar. Er hat gewiß von Anbeginn der Einwirkung an gespürt, daß gewaltige innerliche Unterschiede ihn von Hodler abdrängen und in manchem zum Gegner machen. Ganz oberflächlichem Hinsehen könnte es allerdings so erscheinen, als ob Egger nur die „Unverständlichkeiten" Hodlers vermieden habe, um so besser zu wirken. Aber heute sieht man den Gegensatz so stark hervorgehoben und so in Größe emporgehoben, daß Beide scharf abgegrenzt nebeneinander stehn. Hodler ist allerdings die reichere, differenziertere Natur, seine Begabung von ausgedehnterer Breite, seine Mittel mannigfaltiger, symbolisch verzwickter und raffinierter vertieft; aber Egger, der Einfache, mit dem Willen zur Schlichtheit Geborene wirkt in seiner grandiosen Einseitigkeit, in seiner simplen Mystik bedeutend monumentaler. In ihm arbeitet die naivgegliederte Erinnerung seiner Ahnen stärker, als aller psychologische Fortschritt, in den er geraten ist. Das ins-Schicksal-Gebundene, ins-Leben-Gefes-

selte, das Unterliegen unter allgegenwärtige Kräfte, das Begrenzte, Eingeschlossene, Unentrinnbare der Täler und Leute Tirols hat ihn zum Dramatiker gemacht. Hodler ist mehr heroischer Epiker, auch Lyriker, mit vielumfassender Gefühlsweite, er sucht das Symmetrische, rhythmisch Abgestufte, er baut architektonisch auf und für die Architektur, er kann die Farbe nicht entbehren, um seinen großen Reichtum unterzubringen. Egger hingegen ist Plastiker und sucht nur die Form, absichtsvoll, weil es die begrenzteste Möglichkeit des Ausdruckes ist. Er verzichtet auf alle Freiheit der Malerei und bindet sich selbst in das Tastgefühl. Aus dem Gesamteindruck des Lebendigen schält er die Form als das Wesentlichste und Einfachste und steigert sie bis zur letzten Grenze plastischer Ruhe. Dafür leben seine Figuren die Gravitation, sie haben die geschlossene Schwere des Steinwerkes und wirken zeitlos, trotzdem sie gewalkte Kleider tragen. Hodler bedarf des Aktes, historischer Gewänder oder Draperien um die Personifizierung seiner psychologischen Probleme zu verallgemeinern. Es gelingt ihm trotzdem oft nicht, weil er schematischer Vereinfachung noch ausweicht und sie mit naturalistischer Unmittelbarkeit verschneidet. Bei Egger-Lienz typisiert sich der Mensch von selbst. Es sind keine Zufallsmenschen, keine Tiroler Bauern mehr, es ist das Schicksal, hinter dem die Phantasie befreit ins Dunkle strömt. Diese höchste Vereinfachung der Perspektive wirkt elementar mit der klaren Fülle des großen Kunstwerks.

Benedikt.

Druckfehler-Berichtigung. In den ersten Teil von Carl Dallagos Aufsatz „Philister" (Heft 15) haben sich einige störende Druckfehler eingeschlichen. Es muß heißen:

S. 499, Zeile 14 von unten: „Der Natur den Menschen" statt „Die Natur dem Menschen (zurückzuerobern)"

S. 502. Zeile 4 von oben: „pathetischer" statt „katholischer Moralist".

S. 504, Zeile 14 von unten: „Wachsein" statt „Wachsen dieses Menschentums".

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Werke von Hermann Wagner.

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

II. Jahr Heft 17

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Philister (Schluß) / Bruno Frank: Gedichte / Otto Alscher: Gogan und das Tier / Hugo Neugebauer: Orions Gebet an die Morgenröte / Robert Müller: Das Drama Karl Mays / Hartmann: Brixner Chronik XII / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau XVI / Karikaturenfolge 41: Max von Esterle: Ludwig von Ficker

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.